

Adventspredigtreihe 2017/2018: Das große Staunen

Die O-Antiphon vom 18. Dezember: O Adonai

„Nomen est omen“, lautet ein lateinisches Sprichwort. „Der Name ist Programm“, könnte man es frei übersetzen. Was das bedeutet, habe ich erst letzte Woche erlebt. Da nämlich kam im Ökumenesaal direkt im Anschluss an das ökumenische Taizé-Gebet die Arbeitsgruppe „Lebendige Gemeinde“ zusammen. Und als eine Taizé-Gebet-Besucherin hörte, die Gruppe, die jetzt tagen werde, heiße „AG Lebendige Gemeinde“, wunderte sie sich über den Namen. „Lebendige Gemeinde“, erklärte sie, das sei in der württembergischen evangelischen Kirche ein sehr konservativer Arbeitskreis. Ehrlich gesagt hat, als wir vor ein paar Wochen unsere *alt-katholische* „AG Lebendige Gemeinde“ ins Leben riefen, niemand an das evangelische Pendant gedacht, sondern ausschließlich an den Grund und an das Ziel, nämlich nach Strategien und Möglichkeiten zu suchen, unserem da und dort etwas erlahmendem Gemeindeleben neuen Schwung zu verleihen.

Was hören wir, was stellen wir uns vor, was schwingt automatisch mit, wenn wir bestimmte Begriffe oder eben auch Namen hören? Sind es konkrete Erfahrungen, Prägungen, eventuell auch Vorurteile? Wecken sie Neugier? Rufen sie Ablehnung hervor? Kann es sein, dass sie sogleich eine Art Schubladen-Denken auslösen: gut oder schlecht, lohnenswert oder nicht lohnenswert, harmlos oder gefährlich?

Der Text, den ich Ihnen heute vorstellen möchte, beginnt auf ungewöhnliche Weise, weil er auf Hebräisch losgeht, und die Übersetzung des hebräischen Wortes wiederum kann dazu verleiten, den Text in gewisse Schubladen einzuordnen. Es geht um das Wort „Herr“. Wir kennen es vor allem als Anrede des männlichen Geschlechts: „Herr Sowieso“. So harmlos dies klingt, es ist nicht die einzige Bedeutung. Nehmen wir nur die Redewendung „aus aller Herren Länder“. Die Länder werden darin als Eigentum von Herren gesehen. Das erinnert an Zeiten, in denen der Adel das Sagen hatte. Herren: das waren die Herrschenden, ihnen gegenüber standen die „Untertanen“ – Relikte einer Ständeordnung. Auch wenn diese infolge der Demokratie bedeutungslos geworden ist, schwingt sie doch mit, wenn das Wort „Herr“ über die Anrede hinaus Verwendung findet. Und genau das tut es in dem Text, den ich Ihnen heute vorstellen möchte. Er lautet: „O Adonai, Herr und Führer des Hauses Israel – im flammenden Dornbusch bist du dem Mose erschienen und hast ihm auf dem Berge das Gesetz gegeben: O komm und befreie uns mit deinem starken Arme.“

„Herr und Führer“ – das verweist genau in jenen Bereich, den wir Gott sei Dank hinter uns gelassen haben – damals, als das geschah, ein revolutionärer Befreiungsakt. Soll er im religiösen oder, besser gesagt, im biblischen Sinn keine Geltung haben? Gilt hier nach wie vor ein Prinzip der Unterordnung oder Unterwerfung? Im Text wird die Dornbuschgeschichte (Ex 3,1-6) angesprochen, die Geschichte einer Gotteserfahrung, die sich mitten im Alltag des Mose zuträgt: der brennende, aber nicht *verbrennende* Dornbusch weckt die Neugier des Hirten, und als er der „außergewöhnlichen Erscheinung“ (Ex 3,3) auf den Grund gehen will, vernimmt er die Stimme Gottes: „Mose, Mose! Er antwortete: Hier bin ich. Er sagte: Komm nicht näher heran! Leg deine Schuhe ab; denn der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden“ (Ex 3,4-5). Mose wird also auf Abstand gehalten. Ich kann auf Gott nicht zugehen wie auf einen Menschen, heißt das. Und weiter: Gott ist von einer Atmosphäre der Heiligkeit umgeben, die es zu achten gilt; Mose soll deshalb seine Schuhe ausziehen. Die Frage ist, ob das Akte der Unterwerfung sind oder solche des Respekts, der Ehrerbietung.

Im weiteren Verlauf der Geschichte sucht Gott Mose für eine große Aufgabe zu gewinnen: „Führe mein Volk, die Israeliten, aus Ägypten heraus!“ (Ex 3,10). Gott braucht Mose, um sein Volk zu befreien; er macht ihn zu seinem Mitarbeiter. Die Geschichte wird aber nicht als die Geschichte eines Helden namens Mose erzählt, sondern als Tat Gottes. Er ist es, der den ägyptischen König dazu bewegt, das Volk ziehen zu lassen, auch wenn Mose mit ihm verhandelt (z.B. Ex 12,31). Er ist es, der dem Volk dann voranzieht, „bei Tag in einer Wolkensäule..., bei Nacht in einer Feuersäule...“ (Ex 13,21). Er ist es, der, als der ägyptische König sich eines Besseren besinnt und seine Kriegsmacht aussendet, um das Volk zurückzuholen, Mose dazu befähigt, mit den Israeliten trockenen Fußes durch das Meer zu gehen (Ex

14,15-18) – ein Weg, der der Streitmacht Ägyptens verwehrt bleibt; Gott ist hier eindeutig aufseiten seines Volkes. Und er ist es schließlich, der das Volk auf seinem Weg in die Freiheit des Gelobten Landes durch die Wüste und ihre Tücken führt und es vor Hunger und Durst rettet – sprich: am Leben erhält (Ex 16,9-15; 17,1-7). Das Herr- und Führer-Sein erweist sich in dieser Geschichte also als ein Akt der Fürsorge und der Bewahrung, mit „starkem Arm“, wie es immer wieder in der Geschichte heißt (z.B. Ex 6,6).

Tut Gott dies für Untertanen? Ist sein Tun herrschaftlich? Es kommt auf die Perspektive an. Ägypten wird es als herrschaftlich erfahren haben, herrschaftlich im Sinne von Kraft und Stärke, von Einsatz und Engagement. Nichts kann Ägypten dem entgegensetzen, nicht einmal das, was den Herrschern und ihren Völkern sonst als furchterregendes Machtmittel gilt, die Streitmacht. Und im Unterschied zu Israel, zu Gottes Volk, hat Ägypten auch niemanden, der auf seiner Seite steht und für das Volk seinen starken Arm erhebt. Während Ägypten in Gott einen mächtigen Herrscher sehen soll, der sich engagiert und bewahrend vor sein eigenes Volk stellt, soll Israel ihn als Gott erfahren, der, wie er Mose am brennenden Dornbusch erklärt, „Ich werde da sein, als der ich da sein werde“ heißt (Ex 3,14 – Übersetzung Buber/Rosenzweig).

„Nomen est omen – der Name ist Programm“: Nach seinem Namen befragt, antwortet Gott mit einer Verheißung, deren Bedeutung sich erst durch das Tun Gottes erschließt, und zwar denen, die es erleben. Für Israel bedeutet dieses Erleben alles, es ist der Grund seines Gottesverhältnisses, seinetwegen vertrauen sich auch heute die Kinder Israels Gott, ‚der da sein wird, als der er da sein wird‘, an. So nah, so liebevoll und fürsorglich dieses Verhältnis auch ist, es beruht auf jeden Fall, salopp gesagt, auf verschiedenen Rollen: der Rolle Gottes als der, als der er sich vor Israel erwiesen hat, und der Rolle des von Gott auserwählten Volkes, eine Rolle, die man am besten zu ergründen versucht, indem man auf die großen biblischen Gestalten schaut: auf Abraham, Jakob und Israel, auf Mose, Elija oder wie die Propheten alle heißen. Das Bild vom heiligen Boden, vom Schuhe-Ausziehen und Sich-Verhüllen ist dabei eine gute Hilfe, weil es etwas vom Respekt und von der Ehrfurcht zum Ausdruck bringt, mit der die Kinder Israels ‚ihrem‘ Gott begegnen. Und auch der sich oft wiederholende Dialog, der stets mit der Namensnennung beginnt, also von Gott ausgeht, kann da hilfreich sein: „Mose, Mose! Er antwortete: Hier bin ich.“ (Ex 3,4). Dieses „Hier bin ich“ signalisiert Offenheit und Bereitschaft – Ausdruck einer lebendigen Beziehung, die nicht unbedingt in Worten zustande kommen muss, sondern eher im Sich-vor-Gott-Einfinden und Verweilen oder im Dienst an den Menschen, der ja, wie wir am Beispiel des Exodus sehen, ganz im Sinne Gottes ist – das gilt auch für den kleinsten Dienst. Wichtig ist die Einsicht und Erkenntnis, dass nicht nur Gott uns braucht, sondern wir vor allem Gott brauchen, ihn, der da sein wird als der, der da sein wird, mit seiner Zugewandtheit und seinem starken Arm. Adventlich leben bedeutet, dieses auf Gott-Verwiesen-Sein spüren und danach verlangen, einfach weil wir an Israel sehen: Ohne Gott kann das Volk nicht leben, ohne ihn kommt es nicht zurecht. „O komm und befreie uns mit deinem starken Arme.“

Joachim Pfützner